Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 66 (1961-1962)
Heft: 6

Artikel: Das cerebral gelähmte Kind
Autor: Lauber, Markus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-317046

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das cerebral gelähmte Kind

Von Markus Lauber

Seit einigen Jahren hört man bei uns in der Schweiz sehr oft von cerebralen Lähmungen sprechen. Handelt es sich da um eine *«neue, moderne Krankheit»* oder sprach man früher einfach nicht davon? In einem gewissen Sinne stimmt beides:

— Es ist eine «moderne Krankheit», weil ein großer Teil dieser Kinder früher nicht lebensfähig war, heute aber dank der modernen Medizin am Leben erhalten werden kann. Nun wird sofort die Frage auftauchen: Gehört denn das zur Aufgabe der Medizin, solche «armen Geschöpfe» am Leben zu erhalten? Sollte man da nicht die Natur — mit ihrer natürlichen Auslese — machen lassen? Die gleichen Frager fänden es aber höchst schokierend, wenn ihnen der Arzt bei einer schweren Erkrankung mitteilen würde, man verzichte in dem Falle auf moderne Heilmittel und Heilmethoden und lasse einfach die Natur walten. Ganz abgesehen von der Frage, ob unser «menschliches Ermessen» ausreichend sei, um dieses Problem abschließend beurteilen zu können.

— Früher sprach man nicht von cerebralen Lähmungen, sondern von der *Littleschen Krankheit,* so genannt nach dem englischen Chirurgen John William Little (1810—1894), der diese Krankheit beschrieb. Die Bezeichnung *cerebrale Lähmung* — wie sie heute gebraucht wird — ist ein Oberbegriff, wobei an Stelle der Littleschen Krankheit heute meistens die Bezeichnung *Spastiker* tritt.

In der ganzen Schweiz gibt es schätzungsweise 4000 bis 6000 cerebral Gelähmte. Die cerebralen Lähmungen werden auch heute noch sehr oft als Erbkrankheiten angesehen. Man glaubt ferner, die Ursache liege in irgendeiner Keimzellenschädigung (übermäßiger Alkoholgenuß u. a. m.). Dem ist aber nicht so. Unter cerebralen Lähmungen (cerebrum = Gehirn) verstehen wir irgendwelche Bewegungsstörungen infolge einer Hirnschädigung. Häufig liegt die Ursache in einer Geburtskomplikation (Hirnblutung oder ungenügende Sauerstoffzufuhr zum Gehirn), seltener in den Folgen einer schweren Infektion (Masern, Grippe u. a. m.) oder Vergiftungen (zum Beispiel Blutgruppenunverträglichkeit) während der Schwangerschaft oder im Säuglingsalter. Weil der Aufbau des Gehirns sehr kompliziert ist, kann eine Hirnschädigung sehr verschiedene Bewegungsstörungen hervorrufen:

Die Spannung und konzentrierte Aufmerksamkeit erst zeigen, daß der hier eine Giraffe bauende Bub eine schwere Koordinationsaufgabe für seine cerebral gelähmten Muskeln ausführt. In der Wiener Schule für Körperbehinderte werden solche Übungen mehrmals täglich in die üblichen Schulstunden eingestreut.

Verkrampfte, steife, langsame Bewegungen = *Spastiker;*
Ausfahrende, ziellose Bewegung, die die willkürlichen Bewegungen stören = *Athetose.*

In leichteren Fällen bedingen diese Schädigungen nur Schwierigkeiten im feinen Bewegungsspiel (das Kind schreibt zum Beispiel unleserlich), in schwersten Fällen Steifheit aller Glieder oder ständige ausfahrende Bewegungen des ganzen Körpers, die jede Tätigkeit verunmöglichen. Dazwischen gibt es alle Übergänge.

Die Bewegungsstörungen sind das auffälligste, aber nicht das einzige Symptom der cerebralen Lähmungen. Wir finden sehr oft die eine oder andere, oft mehrere zusätzliche Störungen, wie Sprachstörungen, Schwerhörigkeit, Sehstörungen, Perzeptionsstörungen, Geistesschwäche, epileptiforme Krämpfe.

Seit einigen Jahren ist man nun in der Lage, diese Schädigungen in ganz erfreulichem Maße beeinflussen zu können, vor allem in bezug auf die Bewegungsstörungen. Ausgehend von der Bobath-Methode (nach den Begründern dieser Methode, dem in London lebenden Ehepaar Dr. med. Bobath genannt), ist es in erster Linie das Verdienst einer Schweizer Ärztin — Fräulein Dr. med. Elsbeth Köng —, daß heute in der Schweiz Hunderten von cerebral gelähmten Kindern entscheidend geholfen werden kann. Die Voraussetzung zu einer möglichst erfolgreichen Behandlung ist allerdings, daß das Kind schon vom dritten bis sechsten Lebensmonat an physiotherapeutisch behandelt wird. Je später das Kind in die Behandlung kommt, desto geringer sind im allgemeinen — Ausnahmen sind auch da möglich — die Erfolgsaussichten.

Dem Lehrer stellen sich die Probleme in etwas anderer Weise. Selbstverständlich verbessert jeder Erfolg der Physiotherapie seine Unterrichtschancen, indem das Kind in jeder Beziehung mehr und bessere Ausdrucksmöglichkeiten erhält. Er muß sich aber klar sein, daß sich sein Unterricht nach den Gegebenheiten des in seiner ganzen psychischen Struktur anders gearteten cerebral gelähmten Kindes richten muß.

Nach englischen Statistiken — die für unsere Schweizer Verhältnisse einigermaßen zutreffen dürften — sind ungefähr 75 Prozent der cerebral gelähmten Kinder bildungsfähig, davon 25 Prozent normalintelligent. Es ist jedoch irreführend, wenn man von normalintelligenten cerebral gelähmten Kindern spricht, weil einerseits der Begriff «normalintelligent» nie genau umschrieben werden kann und anderseits «normalintelligent» nicht nur eine Frage der «potentiellen Intelligenz», sondern ebensosehr von der Möglichkeit der Anwendung dieser Intelligenz im Leben, der Auffassung, der Erlebnisfähigkeit, der Gemeinschaftsfähigkeit — um einige Aspekte zu nennen — abhängig ist.

Wenn wir nur ein paar Punkte der andersgearteten Entwicklung des cerebral gelähmten Kindes mit der normalen Entwicklung — wenn es das überhaupt gibt — vergleichen, sehen wir folgendes:

— Das cerebral gelähmte Kind hat einen kleinen, eingeschränkten, «anderen» Erfahrungsbereich. Seine Sinneseindrücke, seine Erfahrungen gründen auf anderen Voraussetzungen als beim normalen Kinde. — Das Kind ist an einem bestimmten Ort festgehalten, es kann sich nicht oder nur kriechend fortbewegen, sein Weltbild entsteht aus der «Froschperspektive». Die Möglichkeiten zur Eroberung seiner Umwelt sind beschränkt. Das Sammeln von mancherlei Erfahrungen ist ihm nicht möglich. Denken wir nur daran, wie das normale Kleinkind jeden erreichbaren Gegenstand erfühlt, belutscht, beriecht, immer wieder herumdreht, und daß all dies dem schwer behinderten cerebral gelähmten Kinde nicht möglich ist.

— Durch seine körperliche Behinderung steht es nicht in einem «reellen Wettbewerbsverhältnis zu seinen Geschwistern und Kameraden. Es wird nur zum Teil gemeinschaftsfähig, da sein Anteil an der aktiven Gestaltung der Gemeinschaft meistens gering ist. Es hat Mühe, Forderungen, die die Gemeinschaft an ihre Glieder stellt, anzuerkennen. Daraus entsteht oft eine merkwürdige Einsichtslosigkeit, eine Sturheit den Tatsachen des täglichen Lebens gegenüber und ein eigentümliches Unvermögen — auch bei intelligenten Kindern —, die eigenen Grenzen und Möglichkeiten zu sehen.
— Dadurch, daß das Selbständigwerden viel langsamer vor sich geht und das Kind zum Teil dauernd hilfsbedürftig bleibt, gewöhnt es sich daran, bedient zu werden und Hilfe zu erwarten, wo fremde Hilfe nicht nötig wäre.
— Perzeptionsstörungen treten häufig auch bei relativ leicht behinderten Kindern auf. Die Lehrerin klagt dann, daß das Kind die Buchstaben oder Wörtlein nicht unterscheiden könne, daß es die Zahlen immer wieder verwechsle, daß es einfach nicht lesen lerne, obwohl es nicht eigentlich dumm sei.

Aus diesen Andeutungen ist ersichtlich, daß auch das intelligente cerebral gelähmte Kind nicht ein normales Kind minus Bewegungsapparat ist. Hüten wir uns aber, dieses Anderssein qualitativ werten zu wollen! Das cerebral gelähmte Kind ist anders, es ist aber nicht weniger liebenswert. Sein Anderssein schließt nicht aus, daß das Zusammenleben mit ihm und das Unterrichten dieser Kinder ebenso beglückend für Kind und Lehrer sein kann wie mit normalen Kindern.

Es ist sicher einleuchtend, daß für diese Kinder — ich denke vor allem an die schwer behinderten — nur die Spezialschule eine optimale Förderung der vorhandenen Fähigkeiten ermöglicht. Es geht ja nicht nur um die «Schule», sondern zur Schulung gehören Sprachheilunterricht, Physiotherapie und Beschäftigungstherapie. Das Selbständigwerden im täglichen Leben (anziehen, waschen, Toilette) gehört auch zum Schulprogramm.

Wir sind glücklich, daß eine solche Spezialschule seit Frühling 1957 in Bern verwirklicht werden konnte. Das Schulheim Aarhus in Bern konnte dank verschiedener Hilfen — eine Dame stellte zum Beispiel einen Stock ihrer Villa gratis zur Verfügung — manchem Kinde, das vorher nicht oder nur ungenügend geschult werden konnte, zu einer seinem Anderssein angepaßten Bildungsstätte werden. Wie sehr die Kinder «ihre Schule» zu schätzen wußten, zeigt eine kleine Begebenheit: Nach dem ersten Schulquartal wollten einige Schüler nichts von Ferien wissen, mit der Begründung, sie hätten lange genug auf eine Schule warten müssen, jetzt wollten sie nicht schon wieder fort.

Im Oktober 1962 soll es dann so weit sein, daß wir in das neue, moderne Schulheim für körperlich behinderte Kinder auf dem Roßfeld in Bern umziehen können. Das Schulheim Roßfeld soll zu einem Heim für körperlich behinderte Kinder aller Arten von Körperbehinderungen — also nicht nur für cerebral gelähmte, wie das Aarhus — werden. 60 Kinder (maximal 48 interne) sollen da eine ihrer Behinderung angepaßte Schulungsmöglichkeit erhalten. Der Träger des Schulheims, die Stiftung Schulheim Roßfeld Bern, versuchte, das Roßfeld zu einer Angelegenheit des ganzen Bernervolkes zu machen. Daß dies gelang, zeigt das Sammelergebnis (fast 800 000 Franken). Beglückend an dieser Sammlung war, wie die Schulkinder des ganzen Kantons mitmachten. Dank der Initiative des Sekretärs des Bernischen Lehrervereins arbeitete beinahe die ganze Lehrerschaft unseres Kantons mit. Unter dem Motto: «Jedes gsunde Chind git e Franke für nes chrangks», wurde gehobelt, gesägt, gespielt, musiziert und aufgeführt, daß es eine helle Freude war. Lehrerinnen, Lehrer

und Schüler überboten sich in Einfällen, wie da Geld aufzutreiben wäre. Und das Ergebnis durfte sich sehen lassen: mehr als 100 000 Franken, allein von kleinen und großen Schülerinnen und Schülern des Kantons Bern zusammengetragen. Dieses freudige Mitmachen an einem Werk des Dienstes an unserem Nächsten ist für uns eine Bestätigung, wie groß die Bereitschaft zum Helfen ist, und für das behinderte Kind, daß es Tausende von Kameradinnen und Kameraden hat, denen sein Schicksal nicht gleichgültig ist.

Schulunterricht mit gelähmten Kindern *Von Verena Guggenbühl*

Von einer Universitäts-Kinderklinik wird viel erwartet und man traut ihr einfach alles zu. Wenn ich aber erzähle, daß ich Lehrerin bin am Kinderspital, höre ich etwa: «Ach, die armen Kinder, müssen die wirklich auch noch mit Schule geplagt werden?!» Diesen mitleidigen Leuten erzähle ich dann von meinen kleinen und großen Schülern, die monatelang, oft ein ganzes Jahr und noch länger, wegen einer Wachstumsstörung vielleicht, im Spital liegen müssen und sich langweilen. Sie haben kein Fieber, ihr Kopf ist gesund und sie sind genau so unternehmungslustig wie alle Kinder. Für sie ist die Schule eine willkommene Abwechslung. Sie lernen mit Lust und Freude und sind erst noch stolz, daß sie trotz des langen Spitalaufenthaltes nicht in der Klasse sitzenbleiben müssen. Es gelingt mir leicht, die Leute von der Notwendigkeit einer Spitalschule zu überzeugen; Eltern, Lehrer und Schulpflegen sind froh darüber.

Aber auch wenn alle diese Schüler nicht wären, haben wir an unserem Spital doch zwei Patienten, die allein eine Lehrerin rechtfertigen: die 18jährige Käthi und den 16jährigen Fritz, beide von einer Kinderlähmung her total gelähmt. Sie können beide kein Glied bewegen und werden mit einer Maschine beatmet. Käthi liegt schon fünf Jahre hier. Fritz seit einem halben Jahr. Vorher waren sie gesunde Kinder, die die Schule besuchten und auf ihre Körperkräfte vertrauten. Jetzt sind sie von der Welt abgeschlossen. Sie leben in der ewig gleichen Spitalatmosphäre; der Tageslauf ist genau bestimmt. Ein kleiner Ausblick auf die Bäume vor dem Fenster muß ihnen die Jahreszeiten ersetzen. Was die oft recht unbeholfenen und gehemmten Besucher am Bett erzählen, kann den Erlebnisbereich nicht wesentlich erweitern. Alle Geschehnisse der Außenwelt prallen an den weißen Mauern des Spitals ab. So versuchen wir Leute vom Spital, möglichst viel Wertvolles von der Außenwelt an die jungen Menschen heranzutragen. Schallplatten, Radio, Zeitschriften und Fernsehen helfen uns natürlich dabei. Aber nicht nur der bisherige Erlebniskreis, sondern vor allem jede frühere Tätigkeit ist abgeschnitten.

Fritz half bereits wacker auf dem väterlichen Bauernhof, er hatte die Schulpflicht «zum Glück» erfüllt und wollte Bauer werden; die Schule hatte ihn nämlich nie gefreut, er war viel lieber auf dem Feld und bei den Tieren. Nun war ihm alles genommen. Er sah nur neben sich das gelähmte Mädchen, für ihn das schrecklichste Zukunftsbild. In diesem Zustand sah ich Fritz zum erstenmal. Er glaubte, sein Leben sei nicht mehr lebenswert, und wir, die Gesunden, hätten ihm alle nichts mehr zu sagen. Alles, was ihm bis jetzt Freude gemacht hatte, war ihm genommen. Nun war es meine Aufgabe, ihm andere Werte zu zeigen, ihm wenn möglich eine geistige Welt zu öffnen und ihm vor allem ein neues Betätigungsfeld zu finden. Wäre nicht Käthi mit der gleichen maximalen Behinderung schon lange meine Schülerin gewesen, hätte ich vielleicht nicht gewagt, Fritz zu unterrichten. Durch Käthi wußte ich, wie die körperliche Behinderung zum Teil durch technische Hilfsmittel aus-